

Juvenal als Schulautor? Zum Umgang mit einem in jeder Hinsicht schwierigen Autor

Nachdem im Zuge der #MeToo-Debatte selbst fest im schulischen wie akademischen Lektürkanon etablierte Autoren und Texte wie insbesondere Ovids *Metamorphosen* ins Visier des Zeitgeistes geraten sind,¹ scheint es aus der Sicht eines gefühlt stets zur Apologie verpflichteten Schulfachs geradezu fahrlässig, ausgerechnet einem Lieblingsautor der Spätantike und des Mittelalters einen Platz im Lateinunterricht der Zukunft anweisen zu wollen.² Schon die immerhin allerorten noch als abiturrelevant eingestufte *Aeneis* wirkt ideengeschichtlich bekanntlich nur allzu oft wie ein nur im Bereich der darob fleißig belächelten Alten Sprachen möglicher Anachronismus – und natürlich ist es kein Zufall, dass das Nationalepos der Römer im Mittelalter noch weit beliebter war als die *Satiren* des Juvenal. Schätzte man seinerzeit an Vergil insbesondere die affirmative Haltung gegenüber einer genealogischen Begründung von Herrschaft, bediente Juvenal eine geradezu allumfassende Palette mittelalterlicher Vorurteile: Der Sprecher seiner *Satiren* präsentiert sich über weite Strecken als dezidiert chauvinistisch, misogyn, rassistisch, homo- und xenophob; zudem trägt er eine religiöse Intoleranz und erkonservativ-nostalgische Grundhaltung zur Schau, die im 21. Jahrhundert wirklich nichts mehr verloren zu haben scheint.

Nun hat bekanntlich insbesondere die amerikanische Philologie bereits in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts keine Kosten und Mühen gescheut, um die mit modernen, demokratisch-liberalen Vorstellungen inkompatiblen antiken Autoren in die Zukunft zu retten. Die *Two-Voices*-Theorie machte Vergils Hauptwerk wieder einigermaßen salonfähig und mit etwas

Verspätung wurde für die subjektiven Gattungen wie die Elegie oder eben die Satire die sogenannte *persona*-Theorie entwickelt: Ausgehend von der unbestreitbaren Feststellung, dass zwischen einem lyrischen, elegischen oder satirischen Ich und dem historischen Autor strikt zu unterscheiden ist, wiesen etliche Forscher der Siebziger- und Achtzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts nicht nur alle missliebigen Äußerungen der Satiren einem fiktiven Sprecher zu, sondern postulierten auch, dass die Intention des historischen Autors Juvenal auf eine Entlarvung dieses Sprechers als ob seiner verfehlten Weltanschauung verachtenswerten Frauenfeindes oder Rassisten abziele – wohlgerne durch eine zeitgenössische Leserschaft, die nach heutigen Maßstäben durchweg als misogyn und xenophob einzustufen wäre.³

Anders als die *Two-Voices*-Theorie ist die *persona*-Theorie daher im Falle Juvenals zu Recht hochgradig umstritten: Während man sich noch halbwegs vorstellen kann, dass der zur Zeit der Römischen Republik aufgewachsene Vergil auch die Vorteile einer nicht-monarchischen (realiter freilich auch eher oligarchischen als im heutigen Sinne demokratischen) Staatsform zu schätzen gewusst haben dürfte und die Annahme einer impliziten Kritik an der Aufrichtung des Prinzipats durch Augustus daher durchaus innerhalb des Horizonts liegt, den man dem historischen Autor zumessen kann, ist die Idee von einer Gleichheit aller Menschen, die von Geschlecht, Ethnie, sexueller Orientierung und religiöser Überzeugung des Individuums absieht, eine Kategorie des Denkens, mit der man bei Juvenal und seinen Zeitgenossen nicht ohne Weiteres

rechnen darf. Wenn also die *persona*-Theorie unseren Autor nicht aus seiner Verankerung in Spätantike und Mittelalter lösen und seine Bedeutung für die Moderne nachweisen kann, wer dann?

Einen ganz klassischen Weg der Juvenalforschung kann die Schule in der Praxis natürlich nicht beschreiten: Auch wenn es so deutlich in der Regel nicht formuliert wird, liegt bei einem Autor, dessen Text nach der Überzeugung zahlreicher Gelehrter voller Interpolationen steckt,⁴ die Vermutung nahe, dass die spätantiken und mittelalterlichen Scholiasten Tendenzen, die sie in ihrem Schulautor zu erkennen glaubten oder erkennen wollten, durch später in den Text eingeflossene Kommentare noch erheblich verstärkt haben – dass also, mit anderen Worten, aus einem im Original möglicherweise von subtiler, aber erkennbarer Ironie geprägten Juvenaltext erst durch die spätantiken und mittelalterlichen Textredaktionen das eindeutige Manifest vorurteilsbeladener Engstirnigkeit geworden ist, das heute so mancher Leser der Satiren vor sich zu sehen glaubt. Sicherlich kann man mit einem entsprechend leistungsstarken Oberstufenkurs auch einmal Argumente für oder wider die Athetese eines einzelnen Verses diskutieren; im Fall eines insgesamt derart umstrittenen Textes wird dieses Verfahren aber bestenfalls für die Vermittlung methodischen Handwerkszeugs und mithin als Propädeutikum für das Universitätsstudium von bleibendem Wert sein können.

Wenn also auch an dem durch diese Problematik noch sperriger gewordenen Text, dessen sprachliche Herausforderungen die Übersetzungskompetenzen der meisten Schüler in den Bereichen der Syntax, des Wortschatzes und insbesondere der Realienkenntnis zudem bei Weitem übersteigen und der daher einer umfangreichen Kommentierung und intensiven

Aufbereitung für den Unterricht bedürfte, im Schulalltag nicht zu rütteln ist, stellt sich natürlich mit Nachdruck die Frage, warum man einen solchen Aufwand überhaupt betreiben sollte – zumal ja nach den jüngsten Angriffen auf den altsprachlichen Unterricht gerade die Investition von Lernzeit ideologisch auf eine Stufe mit der Verschwendung nicht nachwachsender Rohstoffe gestellt zu werden droht.⁵ Dass sich gute Gründe für eine – in der Realität wohl meist zweisprachige und damit von etlichen der skizzierten Probleme entlastete – Lektüre Juvenals in der Sekundarstufe II anführen lassen, soll daher im Folgenden zumindest kurz angedeutet werden.

Das mit Abstand wichtigste Argument für eine Behandlung der juvenalischen Satiren in der Schule steckt bereits im Titel des Werkes: Während die Satire im Deutsch- wie im modernen Fremdsprachenunterricht fest verankert ist, beschränkt sich das Fach Latein meist auf – freilich auch zweifelsfrei satirische und daher als Gegengewicht zu den meist extrem pathetischen Werken der vielgelesenen Epiker, Historiker oder Redner unverzichtbare – Texte Catulls, Martials oder Petrons.⁶ Ausgerechnet die Gattung der Verssatire dagegen, die Quintilian angesichts der Dominanz griechischer Vorbilder im Bereich der lateinischen Literatur bekanntlich den erleichterten Stoßseufzer *Satura quidem tota nostra est* (Quint. inst. 10,1,93) entlockte, wird weitgehend mit unverdienter Verachtung gestraft. Das hat insbesondere einen guten Grund: Das überwiegend der Alltagswelt entstammende Vokabular ist mit keinem in der Schule gängigen Grundwortschatz abgedeckt; selbst Studenten verzichten beim Durcharbeiten der Wortkunde von Rüdiger Vischer in aller Regel auf die allzu exotischen Wörter, die nur für die Satiren (und Episteln) des Horaz relevant sind.⁷

Aus der im Kontext dieses Aufsatzes natürlich unvermeidlichen Erwähnung des Horaz ergibt sich ein weiterer Einwand gegen die Juvenal-*lektüre*: Wenn die Satire eine so unverzichtbare Gattung darstellt, warum sollte man dann nicht anstelle unseres Autors auf den wesentlich prominenteren und für die Literaturgeschichte weitaus bedeutenderen Augusteer zurückgreifen?⁸ Glücklicherweise liefern Gattungstradition und Rezeptionsgeschichte hier entscheidende Argumente: Während die Satiren eines Lucilius und Horaz thematisch noch erheblich weiter gefasst sind, verengt Juvenal das Spektrum der Gattung deutlich auf die aggressive Geißelung bestimmter Laster, von denen in der Regel eines in den Mittelpunkt der jeweiligen Satire gestellt wird.⁹ Damit steht Juvenal dem heutigen Verständnis von Satire ungleich näher als seine beiden Vorgänger, von denen einer ohnehin nur fragmentarisch überliefert ist und daher von vornherein ausscheidet – der noch unbekanntere und sprachlich als besonders unzugänglich geltende ‚dunkle‘ Persius dürfte erst recht keinen ernstzunehmenden Konkurrenten darstellen.

Neben dem bereits erwähnten Blick in die römische Alltagswelt, die Juvenal dem Leser bietet, gibt es weitere Argumente für eine Behandlung des Satirikers im Unterricht: So könnten beispielsweise einzelne Textstellen etwa aus der zehnten Satire in eine Einheit zur Darstellung Hannibals oder Sejans in der lateinischen Literatur integriert werden. Für Messalina könnte daneben auch die sechste Satire herangezogen werden; wer sich also nicht dem Abenteuer einer eigenen Einheit zu Juvenal stellen möchte, könnte mit Gewinn einzelne Textpassagen heranziehen,¹⁰ wobei sich der episodische Charakter der Satiren, denen häufig fehlende kompositorische Zusammenhänge vorgeworfen wurden, als Vorteil erweisen dürfte. Aus der siebten Satire

wären möglicherweise die Verse mit der (satirisch überspitzten) Beschreibung des römischen Schulalltags besonders für die Behandlung im Unterricht geeignet.

Auch die zahlreichen zeitlosen Sentenzen Juvenals vom allseits bekannten *panem et circenses* (Iuv. 10,81)¹¹ bis zum *summum bonum* eines *mens sana in corpore sano* (Iuv. 10,356) können weitgehend problemlos aus dem Zusammenhang gerissen werden¹² und eignen sich hervorragend für die Übertragung auf die Lebenswelt der Schüler. Vergleiche wiederum lassen sich natürlich nicht nur in thematischer, sondern auch in stilistischer Hinsicht anstellen, um so die parodistische Anverwandlung zahlreicher Gattungen wie insbesondere des Epos und der Tragödie (die im schulischen Lateinunterricht freilich kaum eine Rolle spielt) durch Juvenal nachzuzeichnen und so auch eine Sensibilisierung für sprachliche Codes zu erreichen.¹³ Schließlich lassen sich an Juvenal mit der Übertreibung und Pauschalisierung zwei für das satirische Schreiben überhaupt zentrale Techniken studieren,¹⁴ die dann zum einen für die Analyse zeitgenössischer Satiren im Deutschunterricht sowie den modernen Fremdsprachen (oder auch für die Produktion eigener satirischer Texte), zum anderen aber auch für die Problematisierung dieser Verfahren (und damit der Satire als Gattung) fruchtbar gemacht werden können.

Besondere Modernität wird darüber hinaus von jeher der Großstadtschilderung in der dritten Satire Juvenals zugeschrieben;¹⁵ die plastische Darstellung des Lärms, des Gestanks sowie der vielfältigen Gefahren des Straßenverkehrs stellt nicht nur gleichsam als Automatismus bereits beim schieren Lesen Bezüge zur Gegenwart her, sondern bietet auch die Möglichkeit, aufschlussreiche Vergleiche etwa mit expressionistischer, aber auch mit zeitgenössischer Lyrik

anzustellen. Beachtung verdiente in diesem Zusammenhang vielleicht auch ein Abschnitt aus der fünften Satire, in der dem Patron Virro eine Meerbarbe aus eher entlegenen Gegenden vorgesetzt wird – schließlich seien die heimischen Gewässer durch die beständige „Überfischung“¹⁶ bereits nicht mehr nutzbar –, während der Klient Trebius mit einem Aal vorliebnehmen muss, der sich in den Abwasserkanälen der Hauptstadt gemästet hat: Dass die Problematisierung der ökologischen Nachhaltigkeit wie des Gewässerschutzes natürlich an Juvenals Intentionen eher vorbeigeht, stellt ja gerade keinen Hinderungsgrund für ihre Behandlung im Unterricht dar, sondern ermöglicht erst ein Verständnis, das auch die eigenen Rezeptionsbedingungen mitreflektiert.¹⁷

Gerade die dritte Satire ist freilich auch deshalb ein dankbares Sujet, weil sie es erlaubt, gewissermaßen eine Light-Version der *persona*-Theorie in Anwendung zu bringen: Hier spricht über weite Strecken ein gewisser Umbrius, während der eigentliche Sprecher der Satiren nur in der Rahmenpartie das Wort ergreift. In dieser allerdings äußert er sich ironisch bis spöttisch über Umbrius, den man daher durchaus als „klassischen Verlierertypen“¹⁸ charakterisieren kann und den seine verzweifelten Ausfälle gegen Gott und die Welt tatsächlich „nur noch einfältiger erscheinen“ lassen,¹⁹ als dies die einführenden Worte des Sprechers ohnehin schon tun. Wenn ausgerechnet ein solcher Versager sich über die „Fremdlinge“ beschwert,²⁰ die in Rom die Herrschaft an sich gerissen hätten, erscheint Juvenal – nach Ausweis der übrigen *Satiren* freilich kontrafaktisch – geradezu als Avantgarde (post-)moderner *political correctness*. Abschließend soll daher eine für den schulischen Unterricht hoffentlich praktikable und fruchtbare Lesart desjenigen

Textes vorgestellt werden, der unter all den übel beleumundeten Satiren Juvenals wohl den allerschlechtesten Ruf genießt.

Die fünfzehnte – und damit letzte vollständige (oder vollständig überlieferte) – Satire beginnt mit einer ebenso verständnislosen wie abfälligen Beschreibung der altägyptischen Religion, indem Tiere aufgezählt werden, die man am Nil als Götter verehere. Über die Nennung etlicher religiöser Tabus hinsichtlich der Essgewohnheiten schreitet die Satire zur ersten Pointe voran: Trotz all dieser geradezu skurrilen Speiseverbote sei ausgerechnet der Kannibalismus in Ägypten gestattet. Die Entrüstung des Sprechers über diese Ungeheuerlichkeit wird zunächst dadurch zum Ausdruck gebracht, dass der homerische Odysseus mit seinen Berichten über die menschenfressenden Lästrygonen und Kyklopen durch den fingierten Einwurf eines Phäaken als Lügner diffamiert wird – so etwas sei nicht einmal in der erzählten Welt des Epos denkbar, genauso wenig übrigens wie auf der tragischen Bühne, die zwar Fälle von Kannibalismus kenne, aber stets nur Einzeltäter und nicht ganze Völker als Menschenfresser darstelle.

Nach dieser vorausschauenden Diffamierung der ägyptischen Kannibalen kommt der Sprecher auf den aktuellen Fall zu sprechen, der durch die Nennung des Suffektkonsuls Iuncus präzise auf das Jahr 127 n. Chr. datiert wird.²¹ Zwei ägyptische Ortschaften in der Nähe der Stadt Koptos seien seit langem verfeindet, beim Überfall der Bewohner von Ombi auf ihre Feinde aus Tentura sei ein Kriegsgefangener von den Siegern wortwörtlich bis auf den letzten Blutstropfen verpeist worden. Der Sprecher vergleicht diese Menschenfresserei mit historischen Parallelen, da es in Spanien beim Versuch des Aushungerns belagerter Städte unter den in diesen Städten eingeschlossenen ebenfalls bereits zu Kannibalismus

gekommen sei, gelangt aber zu dem Schluss, dass den aus Verzweiflung handelnden Spaniern kein Vorwurf zu machen, das offensichtlich grundlose Fehlverhalten der Ombiten dagegen nicht zu entschuldigen sei. Überhaupt sei diese Tat der doch eigentlich sehr unkriegerischen Ägypter schrecklicher als die schlimmsten Vergehen anderer Barbaren, die sonst gemeinhin für ihre Grausamkeit bekannt seien.

Ausgehend von dieser Feststellung entwirft der Sprecher der Satire nun eine Definition dessen, was Menschlichkeit ausmacht – mit dem offensichtlichen Ziel, die ägyptischen Kannibalen aus dieser Definition auszuschließen. Dass er dabei der Empathie den Mitmenschen gegenüber eine zentrale Rolle zuweist, verwundert dabei weniger als die Behauptung, dass sich das Miteinander der Menschen am deutlichsten in der gemeinsamen Verteidigung gegen äußere Feinde zeige; vor allem deshalb, weil der Sprecher mit keinem Wort erwähnt, um wen es sich bei diesen äußeren Feinden handelt. Abschließend wird noch einmal die derzeit allgegenwärtige Gewalt unter den Menschen beklagt, die selbst im Tierreich gegen Artgenossen nicht geübt werde; etwas unvermittelt kehrt die Satire schließlich wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück, indem der Kannibalismus der Ägypter den Speisevorschriften der Pythagoreer gegenübergestellt wird.

Insbesondere die angedeuteten logischen Sprünge gegen Ende der Satire haben die Vertreter der *persona*-Theorie in Gestalt des amerikanischen Philologen Richard McKim dazu bewogen, dem Sprecher derart gravierende Widersprüche in seiner Argumentation zu unterstellen, dass man nur von einer absichtlichen Bloßstellung des Sprechers durch den historischen Autor ausgehen könne²² – ähnlich wie im Falle des Umbricius. Dagegen hat P. M. W. Tennant zu Recht den Einwand erhoben,

dass die Kategorie logischer Stringenz zur Analyse satirischer Texte nur bedingt tauglich ist, und zudem darauf hingewiesen, dass die fünfzehnte Satire im Kontext weiterer rassistischer und insbesondere gegen alles Ägyptische gerichteter Äußerungen des Sprechers zu lesen sei.²³ Vor und abseits dieser Kontroverse hat Barry B. Powell Vermutungen über die Hintergründe des – aus seiner, noch von Gilbert Highets biographischem Ansatz geprägten Sicht – historischen Anlasses für Juvenals Beschreibung angestellt;²⁴ diese Vermutungen können mit geringfügigen Adaptionen wesentlich zur Erhellung der Zusammenhänge beitragen.

Mehr oder weniger unausgesprochen sind nämlich die meisten Interpreten davon ausgegangen, dass es dem Sprecher der fünfzehnten Satire (und/oder Juvenal) nur darum gegangen sein kann, den zufällig gerade aktuellen Fall von Kannibalismus in Ägypten für seine Diffamierung der Rom überschwemmenden Ausländer zu instrumentalisieren.²⁵ Sollte diese Annahme zutreffen, wäre freilich nichts zu retten – kein Wissenschaftler wird eine handwerklich noch so brillante Begründung xenophober Positionen approbieren. Glücklicherweise gibt es noch eine andere Erklärung für Juvenals Vorgehen, deren Entfaltung von den bereits erwähnten Beobachtungen Powells ausgehen kann.

Da dieser das *quantum ipse notavi* (Iuv. 15,45) als Beleg für direkte Augenzeugenschaft liest, vermutet Powell, der Dichter habe eine rituelle Kulthandlung beobachtet und falsch interpretiert: In Wahrheit habe es sich um einen Teilaspekt der symbolischen Verehrung für die ägyptischen Gottheiten Osiris, Horus und Seth gehandelt, der – hier legt Powell sich ebenfalls nicht fest – entweder einen Akt von tatsächlichem (dann aber nach Powell singulärem) oder von in irgendeiner Form inszeniertem

Kannibalismus dargestellt habe. Die unzulässige Verallgemeinerung dieses Falles durch Juvenal zunächst auf alle Ägypter und dann auf die gesamte Menschheit sei der Grund für die ästhetische Fehlleistung, die Powell in der fünfzehnten Satire sieht.²⁶

Geht man nun also davon aus, dass die Nachricht von dem aktuellen Vorfall in Tentura (das immerhin zum Imperium Romanum gehört!) – mag diese nun authentisch gewesen sein, auf einem Missverständnis beruht haben oder gar in böser Absicht fingiert worden sein – Juvenal (mutmaßlich in Rom) aufgeschreckt und zum Verfassen der fünfzehnten Satire veranlasst hat, dann kehrt sich das Verhältnis gewissermaßen um: Dann wettet hier nicht ein fanatischer Rassist unter Berufung auf den unter den Ägyptern verbreiteten Kannibalismus gegen die Opfer seiner Vorurteile, sondern ein über den Kannibalismus entsetzter Römer des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts unter Ausnutzung der rassistischen Stereotype seiner Landsleute gegen ein aus seiner Sicht die zivilisatorischen Errungenschaften der griechisch-römischen Antike grob missachtendes und verletzendes Verbrechen.²⁷

Ob Juvenal alleine durch diesen Befund für einen modernen Rezipienten leichter verdaulich werden wird, ist freilich fraglich; möglicherweise kann aber unter Beachtung dieses Ziels seiner rhetorischen Strategie und gleichzeitig der Erkenntnis, dass es sich bei der Aktivierung der rassistischen Vorurteile des intendierten Lesers um bloße Mittel zum Zweck handelt, eine selbstreflexive Ebene der Satire in Anschlag gebracht werden, die den Leser zum Nachdenken über eben diese Klischees bringen soll. Hierfür scheinen mir allerdings nicht die beiden Vegetarismus-Passagen (Iuv. 15,9f. und 171-174) entscheidend zu sein,²⁸ deren angeblichen

Widerspruch Tennant m. E. zufriedenstellend aufgelöst hat,²⁹ sondern ein intratextueller Verweis auf die dreizehnte (und mittelbar auch auf die sechste) Satire. Zunächst jedoch soll der Blick auf die Tatsache gelenkt werden, dass die Satire ausgerechnet bei der Verfluchung der Kannibalen nicht konkret die Ägypter nennt, sondern sehr allgemein von „Völkern“ spricht: *nec poenam sceleri invenies nec digna parabis / supplicia his populis, in quorum mente pares sunt / et similes ira atque fames* (Iuv. 15,129-131); *aspicimus populos quorum non sufficit irae / occidisse aliquem, sed pectora, brachia, voltum / crediderint genus esse cibi* (Iuv. 15,169-171).

Freilich darf man gerade in poetischen Texten den Plural in seiner grammatikalischen Grundfunktion der Differenzierung (hier zwischen mindestens zwei verschiedenen Völkern) nicht überstrapazieren; angesichts der Tatsache, dass man für Juvenal eine Tendenz zur satirischen Pauschalisierung herausgearbeitet hat, die häufig allein mit dem Wechsel vom Singular in den Plural operiert,³⁰ sollte man die Angelegenheit aber vielleicht auch nicht vorschnell als ‚poetischen Plural‘ ohne semantische Funktion abtun. Eine Pauschalisierung müsste sich an der vorliegenden Stelle jedoch über das im Mittelpunkt der Satire stehende Volk vom Nil hinaus auf ganz andere (und irritierenderweise weder genannte noch unmittelbar aus dem Kontext zu erschließende) Völker richten: Meint Juvenal mit seinem Angriff auf den Kannibalismus also vielleicht gar nicht in erster Linie – oder vielleicht auch überhaupt nicht speziell – die Ägypter?

Dafür spricht auch, dass die beiden Zitate einen Abschnitt rahmen, in dem es dezidiert nicht um Ägypten, sondern um das ganze Menschengeschlecht geht; dieses Menschengeschlecht aber trägt ausgesprochen italische Züge, wenn etwa eine Szene vor einem

römischen Gericht oder ein Cerespriester erwähnt werden (Iuv. 15,134-142). Doch natürlich handelt es sich in dem harmonischen Bild von der inneren Entwicklung des menschlichen Charakters, das Juvenal hier zeichnet, lediglich um das idealisierte Rom des Satirikers, in dem es noch Mitleid für das betrogene Waisenkind und Menschen gibt, deren moralische Integrität den Anforderungen der Ceres entspricht.³¹ Wie es in Rom tatsächlich aussieht, zeigt ein Blick auf die dreizehnte Satire, in der ein zahlungsunwilliger Kreditnehmer seinem fassungslosen Gläubiger dreist ins Gesicht lügt:

*tam facile et pronum est superos contemnere
testes,
si mortalis idem nemo sciat. aspice quanta
voce neget, quae sit ficti constantia voltus!
per Solis radios Tarpeiaque fulmina iurat
et Martis frameam et Cirrhaei spicula vatis,
per calamos venatricis pharetramque puellae
perque tuum, pater Aegaei Neptune, tridentem;
addit et Herculeos arcus hastamque Minervae,
quidquid habent telorum armamentaria caeli.
si vero et pater est „comedam“ inquit „flebile
nati
sinciput elixi Pharioque madentis aceto.“*
(Iuv. 13,74-85)

Nicht nur die Zerrüttung des sozial(-ökonomisch)en Zusammenhaltes und die fehlende Verehrung der Götter³² verbindet die Passage mit der fünfzehnten Satire; insbesondere die abschließende Selbstverfluchung, in der ein Vater den Kopf seines Sohnes verspeisen will, stellt einen offensichtlichen Bezug her – der durch das Einlegen des Kopfes in Essig aus dem ägyptischen Pharos noch eine makabre Pointe erhält, die freilich nur vor dem Hintergrund einer intratextuellen Lektüre zündet.

Entscheidend ist nun, dass der Kannibalismus bei den Ägyptern im Vergleich zu dieser geradezu raffinierten Delikatesse³³ viel unzivilisierter vor sich geht, denn die äußerst zeitauf-

wändige Zubereitung des Menschenfleisches durch den römischen Schuldner stellt für diese Barbaren keine Option dar:

*labitur hic quidam nimia formidine cursum
praecipitans capiturque. ast illum in plurima
sectum
frusta et particulas, ut multis mortuus unus
sufficeret, totum corrosis ossibus edit
victrix turba, nec ardenti decoxit aeno
aut veribus: longum usque adeo tardumque
putavit
expectare focos, contenta cadavere crudo.*
(Iuv. 15,77-83)³⁴

Der Gegensatz zwischen dem überfeinerten Luxus des kühl berechnenden Römers und der unreflektierten Brutalität des ägyptischen Mobs spricht aber nach den moralischen Maßstäben der juvenalischen Satiren eher für letztere als für ersteren: So werden am Ende der sechsten Satire – ausgerechnet! – Medea und Procne mit den mörderischen Ehefrauen des zeitgenössischen Rom verglichen:

*credamus tragicis quidquid de Colchide torva
dicitur et Procne, nil contra conor. et illae
grandia monstra suis audebant temporibus, sed
non propter nummos. minor admiratio summis
debetur monstris, quotiens facit ira nocentes
hunc sexum et rabie iecur incendente feruntur
praecipites, ut saxa iugis abrupta, quibus mons
subtrahitur clivoque latus pendente recedit:
illam ego non tulerim, quae computat et
scelus ingens
sana facit.*
(Iuv. 6,643-652)

Wenn also derjenige, der den Kannibalismus mit kühler Berechnung (*computat, sana*) begeht, gegenüber Medea und Procne, die – wie auch die Ägypter – infolge eines Affektes (*ira*) gehandelt haben, noch einmal deutlich abgewertet wird, dann richtete sich vielleicht auch die fünfzehnte Satire nicht gegen die Ägypter, sondern gegen die römischen Zuhörer des Juvenal, die im Anschluss an die Rezitation und an die wahrscheinlich entsetzten Reaktionen („So etwas passiert da unten

am Nil tatsächlich?“) durch ein einziges Zitat des Dichters aus der dreizehnten Satire im Sinne eines dezidierten *tua res agitur* zum Schweigen gebracht werden konnten.

Denn auch wenn der römische Schuldner seinen Sohn natürlich nicht wirklich verspeist, macht dies sein Vergehen kaum besser: *scelus intra se tacitum qui cogitat ullum, | facti crimen habet* (Iuv. 13,209f.). Die Betrachtung der dreizehnten Satire hilft dann auch endgültig dabei, die Darstellung der fünfzehnten als Falle für die Zuhörer, die sich ihrer eigenen moralischen Integrität zu sicher sind, zu durchschauen:

*decernat quocumque volet de corpore nostro
Isis et irato feriat mea lumina sistro,
dummodo vel caecus teneam quos abnego
nummos,
et pthisis et vomicae putres et dimidium crus
sunt tanti.* (Iuv. 13,92-96)

Mit diesen Worten – erneut aus dem Munde eines den Kredit leugnenden Schuldners – wird noch vor der wenige Verse darauf folgenden und den Kannibalismus am eigenen Sohn beinhaltenden Fluchformel geradezu eine Art Autophagie im Dienste des Mammons beschrieben, dem die eigenen Gliedmaßen freudig geopfert werden. Eben diese Autophagie deutet aber auch die fünfzehnte Satire für die in der Not der Belagerung zum letzten, vom Sprecher ausdrücklich gerechtfertigten Mittel des Kannibalismus greifenden Spanier an: *membra aliena fame lacerabant esse parati | et sua* (Iuv. 15,102f.). Der Vergleich der beiden Stellen unterstreicht noch einmal, was die fünfzehnte Satire ja auch argumentativ entfaltet, dass nämlich der Skandal für den Sprecher nicht im Akt des Kannibalismus selbst liegt, sondern im Fehlen einer zureichenden Begründung für dieses extreme Mittel der Selbsterhaltung.³⁶

Das Vorhandensein einer solchen Begründung wird den Ägyptern schließlich in einer

Reihe rhetorischer Fragen scheinbar abgesprochen, in Wahrheit aber gleichsam beiläufig zugestanden:

*quis modo casus
impulit hos? quae tanta fames infesta vallo
arma coegerunt tam detestabile monstrum
audere? ane aliam terra Memphitide sicca
invidiam facerent nolenti surgere Nilo?*
(Iuv. 15,119-123)

Mit dieser Stelle lässt Juvenal sich also sogar gegen Powell retten: Offenbar hat der Dichter durchaus verstanden, dass es sich bei dem rituellen Kannibalismus der Ägypter um einen kultischen Akt mit dem Ziel handelt, die erzürnten Götter zu besänftigen. Der Erhalt des eigenen Lebens – und nichts Geringeres hängt für Ägypten bekanntlich vom Nilhochwasser ab – war den belagerten Spaniern aber ausdrücklich als Rechtfertigung für den praktizierten Kannibalismus zugestanden worden: Auch an dieser Stelle legt der Sprecher also wieder eines seiner Netze aus, in dem sich der nur zu bereitwillig zustimmende Zuhörer verfangen soll, wenn dieser sich in Gedanken gleichsam als beipflichtender *interlocutor* mit den zitierten Versen in die vermeintliche Tirade einschaltet.

Dabei könnte der Leser durchaus gewarnt sein: Der aus der antiken Ethnographie allgemein bekannte Topos des edlen Wilden, mit dessen Hilfe beispielsweise ein Tacitus in der Germania der eigenen, als korrupt und verdorben empfundenen Gesellschaft den Spiegel vorhalten will, existiert nämlich auch in Juvenals ähnlich pessimistischen *Satiren*. Das Ende der zweiten Satire thematisiert nicht die von Umbricius und Konsorten angeprangerte Korruption Roms durch die Fremden, sondern die der Fremden durch Rom:

*aspice quid faciant commercia: venerat obses,
hic fiunt homines. nam si mora longior urbem
indulsit pueris, non umquam derit amator.*

*mittentur braciae, cultelli, frena, flagellum:
sic praetextatos referunt Artaxata mores.*

(Iuv. 2,166-170)

Eine solche Umkehrung der xenophoben Vorurteile liegt in der fünfzehnten Satire nicht vor: Auch der Kannibalismus der Ägypter wird tatsächlich verurteilt – was freilich nichts daran ändert, dass er durch das römische Sündenbabel in Sachen Abscheulichkeit und Verwerflichkeit nicht noch bei Weitem übertroffen werden könnte.

Schüler die hier vorgeschlagene Rehabilitierung eines der umstrittensten Texte der lateinischen Literatur nachvollziehen zu lassen, erfordert dabei nicht unbedingt die – wohl unrealistische – Lektüre des gesamten Juvenal wenigstens in Übersetzung, sondern eher die kombinierte Behandlung von fünfzehnter und dreizehnter Satire (unter Einbezug der für die vorgestellte Argumentation zentralen Stelle aus der zweiten und sechsten Satire).³⁷ Dabei kann das intratextuelle Geflecht noch um weitere Stellen angereichert werden, etwa um den Vergleich zwischen der Erwähnung des Mythos um Iphigenies Opferung in der zwölften und fünfzehnten Satire, die genau parallel zu der Kannibalismus-Parallele zwischen der

dreizehnten und fünfzehnten Satire konstruiert ist. Die Erforschung dieser Intratextualität der *Satiren*, von Juvenals Dichtung, die immer wieder um einige wenige, aus allen möglichen Blickwinkeln beleuchtete Motive kreist, dürfte durchaus dazu geeignet sein, den ein oder anderen Schüler für die (lateinische) Literatur und ihre anspruchsvolle Analyse zu begeistern – und Juvenal wieder zu dem zu machen, was er in Spätantike und Mittelalter schon einmal war: ein klassischer Schulautor.

Literatur:

- Beyer, A. / Liebsch, A. / Kipf, S. (2019): Alter Wein in neuen Schläuchen – oder: Eine weitere Debatte über Sinn und Unsinn des Lateinunterrichts. *Forum Classicum*, Heft 3, S. 174-179.
- Fuchs, J. (2020): Hirn statt Handy. Eine etwas andere Replik auf Jürgen Gerhards Publikation „Des Kaisers alte Kleider“. *Forum Classicum*, Heft 1, S. 4-6.
- Hotz, M. / Lausmann, M. / Lorenz, S. (2012): *Legamus! Lateinisches Lesebuch 1*. München.
- Jacquier, J. (2018): Poetik der Großstadt. Die Satiren des Juvenal. *Ruperto Carola. Forschungsmagazin 12: Stadt & Land*, S. 124-131.
- Kuhlmann, P. (2009): *Fachdidaktik Latein kompakt*. Göttingen.



Odysseus-Verlag
CH-5023 Biberstein
www.odysseus-verlag.ch

Bonbons (sugarless)
mit 15 latein. Sprichwörtern
(Übersetzungen auf Rückseite)

500 Stück € 55 portofrei
Versand in Deutschland,
deutsches Konto

- Lorenz, S. (2017): Juvenal. Satiren/Saturae. Lateinisch-deutsch. Herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen (Sammlung Tusculum). Berlin/Boston.
- McKim, R. (1986): Philosophers and Cannibals. Juvenal's Fifteenth Satire. *Phoenix* 40, S. 58-71.
- Powell, B. B. (1979): What Juvenal saw. *Egyptian Religion and Anthropophagy in Satire 15. RhM* 122, S. 185-189.
- Schmitz, C. (2019): Juvenal. (Studienbücher Antike 16). Hildesheim/Zürich/New York.
- Tennant, P. M. W. (1995): Biting off more than one can chew. A Recent Trend in the Interpretation of Juvenal's 15th Satire. *Akroterion* 40, S. 120-134.
- Vischer, R. (³2001): Lateinische Wortkunde für Anfänger und Fortgeschrittene. München/Leipzig.
- Wesselmann, K. (2019): Lateinunterricht. Metamorphosen der sexuellen Gewalt. ZEIT ONLINE, 10.09.2019, https://www.zeit.de/kultur/2019-09/lateinunterricht-sexuelle-gewalt-antike-texte-metoo-10nach8?utm_referer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F [15.04.2020].

Anmerkungen:

- 1) Vgl. dazu beispielsweise Wesselmann, 2019.
- 2) Vgl. Schmitz, 2019, S. 209-221.
- 3) Zur Diskussion um die persona-Theorie neben Lorenz 2017, S. 12-22, insbesondere auch Schmitz, 2019, S. 11-30.
- 4) Vgl. zu dieser Problematik neben Lorenz, 2017, S. 96-100, auch die instruktiven Beispiele bei Schmitz, 2019, S. 205-207.
- 5) Vgl. dazu zuletzt die Beiträge von Beyer/Liebsch/Kipf, 2019, und Fuchs, 2020, in dieser Zeitschrift.
- 6) Teilweise (Catull, Petron) genannt bei Kuhlmann, ²2009, S. 134; eine ausführliche Einheit zu Martial findet sich beispielsweise im Lesebuch von Hotz/Lausmann/Lorenz, 2012, S. 114-133.
- 7) Vgl. dazu die Legende bei Vischer, ³2001, S. 5.
- 8) Vgl. zur Relevanz dieser Kategorie für den Lektürekanon des Lateinunterrichts auch Kuhlmann ²2009, S. 134.
- 9) Zur Problematisierung dieser etwas schematischen, aber traditionsreichen Unterscheidung insbesondere zwischen Horaz und Juvenal vgl. u. a. Schmitz, 2019, 44f.
- 10) Zur Abwägung zwischen autoren- und themenorientierter Lektüre vgl. auch Kuhlmann ²2009, S. 135.
- 11) Alle Zitate im Folgenden nach der Ausgabe von Lorenz, 2017.
- 12) Vgl. zu diesem traditionsreichen Verfahren auch Schmitz, 2019, S. 231f.
- 13) Vgl. ebd., S. 59-69.
- 14) Vgl. ebd., S. 183-188.
- 15) So etwa jüngst Jacquier, 2018, S. 126f.
- 16) So in der entsprechenden Anmerkung zur Stelle Lorenz, 2017, S. 424.
- 17) Vgl. zu diesem Transfer auch Kuhlmann ²2009, S. 134.
- 18) Jacquier, 2018, S. 126.
- 19) Ebd.
- 20) Ebd.
- 21) Lorenz, 2017, S. 503.
- 22) McKim, 1986, S. 71.
- 23) Tennant, 1995, S. 121f.
- 24) Powell, 1979, S. 185.
- 25) Eine Ausnahme stellt Tennant, 1995, S. 121, dar, der diese Annahme explizit macht.
- 26) Powell, 1979, S. 189.
- 27) Ähnlich bereits ebd., S. 185.
- 28) Auf diese gründet noch Lorenz, 2017, S. 91, seine Theorie von der mangelnden Überzeugungskraft der vom Sprecher entfalteten Argumentation.
- 29) Tennant, 1995, S. 133.
- 30) Schmitz, 2019, S. 185.
- 31) Vgl. hierzu auch die Anmerkung zur Stelle bei Lorenz, 2017, S. 505.
- 32) Diese Aspekte werden auch ebd., S. 81 und 83, betont.
- 33) Vgl. dazu auch den Kommentar zur Stelle, ebd., S. 494.
- 34) Vgl. zur Darstellung der Unzivilisiertheit der Ägypter an dieser Stelle auch Tennant, 1995, S. 127.
- 35) Vgl. zur Parallele dieser Stelle mit der fünfzehnten Satire auch Schmitz, 2019, S. 187.
- 36) Das übersieht Tennant, 1995, S. 131.
- 37) Vgl. zur Problematik der „Lektüre von Ganzschriften“ auch Kuhlmann ²2009, S. 135.

HEIKO ULLRICH